

# Das eine Evangelium Gottes und die vielen Sprachen der Menschen

## – Gedanken zu der Mehrsprachigkeit am Beispiel der deutschsprachigen Sankt-Petri-Gemeinde in Kopenhagen

Natürlich bin ich, verehrte Bischöfin Bosse-Huber, verehrter Bischof Skov-Jakobsen, verehrter Herr Minister Schwarz, verehrter Departmentchef Christensen, verehrte Hauptpastorin Scheepers, liebe Rajah, liebe Schwestern und Brüder, meine Damen und Herren, als Experte für das antike Christentum eigentlich nur begrenzt berufen, heute zu sprechen – die Christianisierung Dänemarks erfolgte noch nicht in der Antike, sondern erst im Mittelalter und in der Antike gab es auch noch keine Sankt-Petri-Gemeinde<sup>1</sup>. Mein Fachgebiet ist allerdings die Antike. Was habe ich also zu Ausstellung und Festschrift einer Gemeinde zu sagen, die stolze vierhundertfünfzig Jahre alt geworden ist, aber trotzdem doch noch etwas zu jung für meine eigentliche Profession ist? Wieso habe ich überhaupt zugesagt? Mich hat, als ich in der wunderbaren Festschrift „450 Jahre Sankt Petri“ von Kerstin Gräfin von Schwerin zu lesen begann, schon im Vorwort, unmittelbar nach dem Inhaltsverzeichnis auf S. 8, eine Textpassage elektrisiert, und über diese Passage und ihre Implikationen möchte ich mit Ihnen in der folgenden halben Stunde gemeinsam nachdenken. Denn diese Passage führt uns mitten in eine Besonderheit der Geschichte und Gegenwart dieser Gemeinde Sankt Petri – und von dieser Besonderheit können alle lernen, nicht nur die, die zur Gemeinde gehören oder hier in Kopenhagen leben. Die Passage, auf die sie nun hoffentlich alle neugierig sind, lautet:

„Sankt Petri verbindet so viele und so vieles miteinander – einerseits eine von 100 Auslandsgemeinden der Evangelischen Kirche in Deutschland, gleichzeitig ‚die deutschsprachige Gemeinde in der Dänischen Volkskirche‘. Das bedeutet, dass eine von Sankt Petris

---

<sup>1</sup> Harm G. Schröter, Geschichte Skandinaviens, Beck'sche Reihe 2422, München 2007, 23.

Aufgaben ist, die Sprache Martin Luthers, die Sprache der Reformation in der lutherischen Dänischen Volkskirche geistlich lebendig zu halten. Und das tun wir mit Begeisterung, in Konzerten, Gottesdiensten und Vorträgen“<sup>2</sup>.

Zitat Ende. Mich hat diese Passage elektrisiert, weil hier nicht nur ein wichtiges Charakteristikum der Gemeinde benannt ist, zu deren Jubiläum wir uns gerade versammeln. Mich hat die Passage elektrisiert, weil hier der *verbindende* und nicht wie sonst der trennende Charakter von Sprache betont wird und weil gleichzeitig die verbindende Wirkung der Sprache nicht einfach an ihre Lebendigkeit gebunden wird, sondern an ihre *geistliche* Lebendigkeit. Es geht also in der Passage nicht nur um linguistische und historische Beobachtungen, sondern auch um Theologie. Das werden wir nacheinander in zwei getrennten Abschnitten ausloten.

Dabei beschreibt die eben zitierte Passage das nämliche Charakteristikum der Gemeinde ja noch nicht einmal vollständig; man könnte sie nämlich noch im Blick auf das Dänische ergänzen, das die allermeisten Gemeindeglieder fast ebenso gut sprechen wie das Deutsche und manche besser. Dann müsste in eine zweite Auflage der Festschrift noch aufgenommen werden, dass Sankt Petri als Gemeinde der dänischen Volkskirche natürlich auch umgekehrt die Sprache beispielsweise von Nikolai Frederik Severin Grundtvig (1783-1872) und die seines Zeitgenossen wie Kritikers Sören Kierkegaard (1813–1855) in der Evangelischen Kirche in Deutschland geistlich lebendig hält, also die dänische Sprache, und vermutlich auch das mit Begeisterung tut, wieder: in Konzerten, Gottesdiensten und Vorträgen. Und auf Gemeindefesten, müsste man mit Blick auf unseren heutigen festlichen Geburtstag noch unbedingt ergänzen.

---

<sup>2</sup> Kerstin Gräfin von Schwerin, 450 Jahre Sankt Petri. Fest verwurzelt – in Geschichte, Stadt und Gegenwart 1575–2025, Kopenhagen 2025, 8.

Um diese besondere Zweisprachigkeit und ihre Geschichte geht es mir heute, obwohl ich weder Germanist noch Linguist bin, sondern nur das Kind eines Germanistenpaares und gegenwärtig der Chef von ziemlich vielen linguistisch gebildeten Akademiemitarbeitenden. Was meint hier in Sankt Petri, in der Geschichte und Gegenwart dieser Gemeinde, Zweisprachigkeit? Was meint Zweisprachigkeit in der Geschichte dieser Stadt und dieses Landes? Natürlich bin ich qua Profession nicht wirklich mit den Verhältnissen dieses Landes vertraut, bin auch kein Experte für dänische Christentumsgeschichte oder gar für die Geschichte dieser Gemeinde – aber mir scheint trotzdem, dass man sich schon in dieser Gemeinde den nämlichen Prozess des Lebendighaltens der mit der deutschen Sprache verbundenen evangelisch-lutherischen Kultur in Dänemark und umgekehrt der dänischen, evangelisch-lutherischen volkskirchlichen Kultur in Deutschland, nicht als zwei Fahrbahnen einer Straße vorstellen darf, die man wie eine Autobahn als Individuum immer nur in einer Richtung befahren darf. Es geht, und darauf kommt es mir heute an, schon in dieser Gemeinde Sankt Petri munter hin und her zwischen den beiden Sprachen Deutsch und Dänisch und den damit verbundenen beiden Kulturen. Gestern habe ich gelernt, dass die Konfirmandinnen und Konfirmanden dieser Gemeinde, wenn sie auf einem Ausflug nach Berlin befragt werden, was sie nun eigentlich seien, dänisch oder deutsch, dann „deutsch-dänisch“ antworten (vielleicht auch manche: dänisch-deutsch). Beides zugleich: dänisch und deutsch, deutsch und dänisch. Und wie soll man sich das Mischungsverhältnis nun aber vorstellen? Fifty-fifty? Gestern sagte ein Gemeindeglied, dass das Mischungsverhältnis zwischen deutsch und dänisch bei den meisten Gemeindegliedern nicht nur sehr unterschiedlich sei (sechzig-vierzig fiel als eine mögliche Verhältnisbeschreibung), sondern im Laufe des Lebens, ja sogar in alltäglichen Lebenssituationen sich spontan ändern könne. Dieses Hin und Her zwischen deutsch und dänisch, diese Mischung aus beiden hier in dieser Gemeinde sind für einen Menschen wie mich, der aus Berlin gekommen ist, um hier einen

Festvortrag zu halten, ganz und gar elektrisierend, schlicht und einfach, weil ich selbst in meiner Biographie ein solches lebendiges Hin und Her *nicht* bieten kann, eine so muntere Mischung: Ich beschäftige mich vor allem mit sogenannten toten Sprachen, die eigentlich nur in der Liturgie überlebt haben: altgriechisch, alt-hebräisch, altlateinisch, koptisch, syrisch und so fort. Ich spreche diese Sprachen nicht, sondern lese sie nur und versuche zu verstehen. Und auch mein hoffentlich vorhandenes Talent, mich in englischer Sprache sehr lebendig auszudrücken, macht mich noch nicht zu einem Deutsch-Engländer. Aber in meiner Heimatstadt Berlin leben viele Menschen, die ebenfalls nicht nur im Blick auf ihre Sprachen Mischwesen sind, sondern auch im Blick auf ihre kulturelle Identität: Sechzig Prozent Deutscher schwäbischer Prägung, vierzig Prozent Türke. Ein Blick auf diese Sankt Petri Gemeinde bewahrt vor der Illusion, unsere Berliner Verhältnisse im Blick auf Zwei- und Mehrsprachigkeit seien wie anderswo in Deutschland als eine Folge der weltweiten Migrationsbewegungen seit den sechziger Jahren ein historischer Sonderfall, gar vielleicht noch einer, der schleunigst durch Remigration korrigiert werden müsste.

Nun geht es ja, wenn man über Zweisprachigkeit in der Geschichte dieser Gemeinde nachdenkt, nicht nur einfach um ein Hin und Her zwischen zwei Sprachen, um eine wie auch immer zu beschreibende Mischung zwischen Deutsch und Dänisch. Es geht bei der Zweisprachigkeit immer auch um ein Hin und Her und eine Mischung von mindestens zwei Kulturen, mindestens zwei Frömmigkeiten, mindestens zwei Theologien. Und wenn man da von zweien redet, ist das schon eine fast gefährliche Vereinfachung: So wie es beispielsweise im Deutschen Regionalsprachen und Dialekte gibt, gibt es nicht eine evangelische, sondern lutherische und reformierte Frömmigkeit und Theologie (wie man hier in Kopenhagen weiß), aufgeklärte, aber auch liberale lutherische Theologie – mehr Differenzierung als nur zwischen lediglich zwei Polen ist immer möglich und

meist elementar sinnvoll. Dieses muntere Hin und Her in nahezu beliebig vielen Differenzierungen könnte ich bereits an den vorhin genannten beiden dänischen Denkern Grundtvig und Kierkegaard explizieren, weil es hier neben Zweisprachigkeit immer um Kulturkontakt geht und im neunzehnten Jahrhundert dann zunehmend auch um den Clash zwischen den Kulturen und Sprachen: Grundtvig verfasste beispielsweise eine umfassende Kritik an einer zentralen evangelischen Glaubenslehre liberaler protestantischer Provenienz des neunzehnten Jahrhunderts, die 1844 aus dem Dänischen auch ins Deutsche übersetzt wurde<sup>3</sup>. Kierkegaard lebte in Berlin, studierte dort und setzte sich mit dem auseinander, was ihn in Berlin geprägt hatte. Der Berliner Theologe Schleiermacher, einer meiner Vorgänger als Berliner Akademiepräsident, spielte eine nicht geringe Rolle in den Auseinandersetzungen um Grundtvig und in der dänischen Theologie des neunzehnten Jahrhunderts – 1833, ein Jahr vor seinem Tode, predigte er in Sankt Petri vor einer sehr großen Menschenmenge und wirkte schon vorher auf dänische Pastoren und das Kirchenvolk unter deren Kanzel<sup>4</sup>. Und natürlich würde es sich umgekehrt lohnen, eine Gesamtgeschichte der Rezeption des Dänen Kierkegaard in der deutschen evangelischen Theologie des zwanzigsten Jahrhunderts zu schreiben – Karl Barth *und* Emanuel Hirsch, zunächst auf einander neugierige Kollegen, dann schroffe Antipoden, wären zu nennen und manche andere. „Unter den älteren Autoritäten, durch die wir uns in den Jahren 1919-20 teils in unserer eigenen Beunruhigung bestärkt, teils gebieterisch vorwärts getrieben fanden, figurierte – während uns die Reformatoren des 16. Jahrhunderts noch nicht so recht ansprachen – neben Dostojewski, neben Vater und Sohn

---

<sup>3</sup> Nikolai Frederik Severin Grundtvig, Vom wahren Christenthum. Als Gegengift gegen Dr. Karl Gottl. Bretschneiders „religiöse Glaubenslehre nach der Vernunft und der Offenbarung für denkende Leser“, Leipzig 1844.

<sup>4</sup> Dazu Kerstin Gräfin von Schwerin, 450 Jahre Sankt Petri. Fest verwurzelt – in Geschichte, Stadt und Gegenwart 1575–2025, Kopenhagen 2025, 117. Und ausführlicher: Sigurd Hjelde, Schleiermachers Skandinavische Reise (1833), ZNThG 25, 2018, 27-51; Jon Stewart, Schleiermacher's Visit to Copenhagen in 1833, ZNThG 11, 2004, 279-302 und Kurt Nowak, Schleiermacher. Leben, Werk und Wirkung, Göttingen 2001, 444-447.

Blumhardt, neben dem seltsamen Fremdling Franz Overbeck und neben dem großen Plato – ja, Sie haben recht gehört: Plato! – eben auch Kierkegaard“, erklärte Karl Barth am 19. April 1963 in der Aula der Kopenhagener Universität, als ihm dort der Sonning-Preis verliehen wurde<sup>5</sup>. Und Barth sagte weiter: „Die zweite Auflage meines ‚Römerbriefs‘ ist das sehr sprechende Dokument meiner Beteiligung an dem, was man die ‚Kierkegaard-Renaissance‘ genannt hat. Es sollten uns und so auch mir freilich noch weitere Tagesanbrüche mit neuen Fragen und Antworten bevorstehen. Dennoch meine ich, Kierkegaards Weckruf, wie wir ihn damals hörten, auf meinem ganzen folgenden Weg und bis auf diesen Tag treu geblieben zu sein. Zu Hegel oder gar zu Bischof Mynster gab es von damals her für mich keine Rückkehr“<sup>6</sup>. Grundtvig als Bollwerk gegen schädliche deutsche Einflüsse in der dänischen Volkskirche; Kierkegaard als Türöffner für Einflüsse dänischen Denkens in der deutschen Kirche, eben ein Hin und Her, eine Mischung mit vielen Folgen. Bischof Mynster liegt drüben im Dom, wenige hundert Meter von dieser Kirche entfernt, einmal über die Strasse.

Das Hin und Her der Sprache, die spezifischen Mischformen der Zweisprachigkeit bilden nicht nur in der Gegenwart dieser Sankt Petri Gemeinde die Grundlage für ein lebendiges Hin und Her und die Mischung von Kulturen (und darunter eben auch von Frömmigkeitskulturen und Theologien). Deswegen habe ich eben über Grundtvig und Kierkegaard geredet. Mir scheint nämlich, dass zeitweilig das ganze Land Dänemark nach diesem Modell beschrieben werden konnte und heute vor allem noch diese Kirche und diese Gemeinde so beschreibbar ist; Sankt Petri ist immer noch ein lebendiger Mittelpunkt der deutsch-dänischen

---

<sup>5</sup> <https://jochenteuffel.com/2024/05/23/karl-barth-mein-verhaeltnis-zu-soeren-kierkegaard-1963-er-war-uns-in-jener-zweiten-phase-der-revolution-in-der-wir-uns-befanden-einer-von-den-hahnen-deren-stimme-uns-aus-der-nahe-und-aus-der-fe/> (letzter Zugriff am 22.02.2025), vgl. Karl Barth, Mein Verhältnis zu Sören Kierkegaard, Orbis Litterarum 18, 1963, 97-100.

<sup>6</sup> Ebd.

Mischung, ein lebendiger Vermittlungspunkt, seit vierhundertfünfzig Jahren, wie es vor den Nationalbewegungen des neunzehnten Jahrhunderts an vielen Stellen das ganze Land Dänemark war. Wie sehr dieses Hin und Her der beiden Sprachen Deutsch und Dänisch, die Mischung der Kulturen, der Frömmigkeiten und Theologien über längere Zeit nicht nur diese Sankt Petri Gemeinde, sondern ganze Teile des umgebenden Landes prägte, merkt man in der von Kerstin Gräfin von Schwerin verfassten Festschrift auf nahezu jeder Seite: Bereits im Geleitwort von Bischof Skov-Jakobsen, das auf das erwähnte Vorwort von Rajah Scheepers folgt, lernt man, dass zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zwanzig Prozent der Bevölkerung Kopenhagens deutschsprachig waren; vermutlich gab es eine noch größere Zahl von Menschen, die in unterschiedlicher Qualität beide Sprachen gleichzeitig beherrschten, vielleicht sogar im Alltag das gesprochen haben, was wir heute hybride Sprachbildungen nennen, wie sie beispielsweise die verschiedenen Formen des migrantischen Deutsch darstellen, die in manchen Stadtvierteln meiner Heimatstadt Berlin gesprochen werden<sup>7</sup>. Man lernt in der Festschrift, dass das dänische Königshaus bis ins achtzehnte Jahrhundert Deutsch gesprochen hat und manche der Königinnen aus Deutschland auch noch länger an ihrer Muttersprache im neuen Vaterland festgehalten haben. Ein Abschnitt unter dem Titel „Kopenhagen als Zentrum deutscher Kultur“ im achtzehnten Jahrhundert ist mit einem Bild des deutschen Dichters Klopstock, der über zehn Jahre in Kopenhagen lebte, illustriert (es stammt aus der zauberhaften Freundschaftsgalerie des Gleim-Hauses in Halberstadt)<sup>8</sup>. Der Theologe und Literat Johann Gottfried Herder erwartete von dem gleichfalls in Kopenhagen lebenden deutschen Dichter Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, man könne mit ihm gemeinsam durch gemeinsame Lektüre Funken „schlagen, zu einem neuen Geist der

---

<sup>7</sup> Kerstin Gräfin von Schwerin, 450 Jahre Sankt Petri. Fest verwurzelt – in Geschichte, Stadt und Gegenwart 1575–2025, Kopenhagen 2025, 9.

<sup>8</sup> Kerstin Gräfin von Schwerin, 450 Jahre Sankt Petri. Fest verwurzelt – in Geschichte, Stadt und Gegenwart 1575–2025, Kopenhagen 2025, 67.

Litteratur, der vom Dänischen Ende Deutschlands anfangs und das Land erquickte“<sup>9</sup>. Nicht allein die Sankt Petri Gemeinde, sondern Kopenhagen als lebendiges Zentrum des Hin und Her, der Mischung von Sprache und Kultur, als „Dänisches Ende Deutschlands“. Und auf das Ende kommt es ja gerade an. Ich habe natürlich aber aus der Festschrift auch gelernt, dass man an dieser Stelle nichts verklären darf und die Dominanz der deutschen Sprache beispielsweise am Hof seit dem achtzehnten Jahrhundert zunehmend kritisch gesehen wurde, nicht nur in einfacheren Kreisen, sondern auch bei Hofe selbst<sup>10</sup>. Erst recht gilt das für das neunzehnte Jahrhundert, in dem im Rahmen erwachender Nationalismen und politischer wie militärischer Auseinandersetzungen um Teile Dänemarks immer wieder Streit über Recht und Grenze der Zweisprachigkeit im dänischen Gesamtstaat und damit indirekt der doppelten kulturellen und religiösen Identität ausbricht. Grundtvig ist da ein gutes Beispiel für eine niveauvolle Abgrenzung in Zeiten, in denen durchaus auch anders abgegrenzt wurde. In der Festschrift ist der einschlägige Abschnitt überschrieben mit „Die Nationalitätenfrage“<sup>11</sup>. Durch solche Entwicklungen der strikten Grenzziehung gegenüber einer jeweils anderen Sprache, Kultur, Frömmigkeit und Theologie wurde die Sankt Petri Gemeinde allmählich zu einer Insel, auf der das lebendige Hin und Her der Zweisprachigkeit, die Mischung der Sprachen und Kulturen, der Frömmigkeiten und Theologen deutscher wie dänischer Provenienz die massiven sprachlichen wie kulturellen Umbrüche im Gesamtstaat auch zwei Weltkriege und andere Katastrophen wie Verwerfungen der letzten beiden Jahrhunderte überleben konnte.

---

<sup>9</sup> Johann Gottfried Herder, *Journal meiner Reise im Jahr 1769*. Historisch-kritische Ausgabe, hg. v. Katharina Mommsen unter Mitarbeit von Momme Mommsen und Georg Wackerl, Stuttgart 1976, 117f.

<sup>10</sup> Kerstin Gräfin von Schwerin, *450 Jahre Sankt Petri. Fest verwurzelt – in Geschichte, Stadt und Gegenwart 1575–2025*, Kopenhagen 2025, 84.

<sup>11</sup> Ebd. 119.



Mir persönlich ist diese ursprüngliche Zweisprachigkeit hier im Lande, das lebendige Hin und Her, die Mischung der Kulturen, sehr früh im Leben aufgefallen und davon will ich am Ende dieses ersten Abschnitts meines Festvortrages noch kurz reden, bevor ich in einem kürzeren zweiten und letzten Abschnitt zu einer theologischen Deutung dieses Befundes komme.

Mir ist das Hin und Her zwischen den Sprachen, Frömmigkeiten und Theologien sehr früh im Leben aufgefallen und um das zu demonstrieren, entführe ich Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, am Ende dieses Abschnittes aus dieser festlichen Stunde in Kopenhagen für einen Moment gen Norden, genauer gesagt in die Hafenstadt Helsingör am Öresund. Ich muss ungefähr zehn Jahre alt gewesen sein, die Familie Marksches verbrachte ihren Sommerurlaub in Tisvildeleje (und damit übrigens nicht weit entfernt von einer Küstenlandschaft, in der sich Kierkegaard im Sommer 1835 länger erholte und an den steilen Abhängen zum Kattegat über die Unendlichkeit und andere große Fragen des Lebens nachdachte<sup>12</sup>; das wusste ich aber damals natürlich noch nicht). Neben Besuchen am Strand wurden immer auch größere Ausflüge gemacht und darunter mehrfach nach Kopenhagen und eben nach Helsingör am Öresund. Und ich weiß noch wie heute, wie sehr mich damals verwunderte, dass auf den Emporen der Schlosskirche des berühmten Schlosses Kronborg die Bibelsprüche in deutscher Sprache angebracht sind – 1582 wurde diese Kirche eingeweiht und überlebte mitsamt Inventar den großen Schlossbrand von 1629 und wurde Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sensibel als Kirchenraum restauriert. Diese Verwunderung setzte sich fort, als wir am Nachmittag, nach der Besichtigung des Schlosses Kronborg und des Hafens in die St. Marienkirche gingen, eine aus roten Backsteinziegeln errichtete große innerstädtische gotische Basilika, der inzwischen die

---

<sup>12</sup> <https://www.visitnordsjaelland.dk/nordsjaelland/det-sker/kierkegaard-nature-en-interaktiv-vandrerute-i-soeren-kierkegaards-fodspor-gdk1108608> (letzter Zugriff am 22.02.2025).

Kronborger Schlosskirche gemeindlich zugeordnet ist. In der Sankt-Marien-Kirche fand im Rahmen von sommerlichen Orgeltagen ein Konzert statt und es wurde Orgelmusik von Dietrich Buxtehude gespielt. Und da lernte ich aus dem Programmheft über Buxtehude, dass dieser Organist und Komponist des siebzehnten Jahrhunderts, den ich bisher mit der norddeutschen Hansestadt Lübeck und dem mitteldeutschen barocken Meister Johann Sebastian Bach verband, der Buxtehudes willen seinen Urlaub dramatisch ausdehnte und seine Anstellung riskierte, in Wahrheit höchstwahrscheinlich (ganz genau wissen wir es nicht) 1637 auf der anderen Seite des Öresunds im damals noch dänischen Helsingborg geboren wurde und acht Jahre an eben der Marienkirche in Helsingör als Organist wirkte. Die war, wie ich inzwischen weiß, damals ebenfalls eine königlich privilegierte Gemeinde deutscher Sprache in der dänischen lutherischen Kirche, hat aber ihr vierhundertfünziges Jubiläum in diesem Status bekanntlich nicht erreicht. Buxtehudes Vater arbeitete bereits ebenfalls als Organist an der zweiten großen gotischen Kirche der Stadt, St. Olav, heute auch Bischofskirche und Dom. Man kann sich schlecht vorstellen, dass Vater und Sohn Buxtehude nicht neben Deutsch und Latein auch Dänisch sprachen; deswegen werden sie beide „dänisch-deutsche“ oder auch „deutsch-dänische“ Musiker und Komponisten genannt in der Fachliteratur, gerade so, wie sich heute noch die Konfirmandinnen und Konfirmanden dieser Gemeinde selbst bezeichnen. Besonders schön fand ich, als ich vor einiger Zeit einmal über Buxtehude und Dänemark nachlas, die Formulierung „der gewaltige Däne“ in einem populärwissenschaftlichen Beitrag des neunzehnten Jahrhunderts über Buxtehude<sup>13</sup>. Das deutet dann mindestens in Helsingör auf ein Mischungsverhältnis fifty-fifty.

---

<sup>13</sup> Emil Neumann, Illustrierte Musikgeschichte. Die Entwicklung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart, 1. Bd., Berlin und Stuttgart 1880, 554.

Ich habe natürlich diesen Ausflug in einen Sommerurlaub meiner Kindheit nicht unternommen, um sie alle, meine sehr verehrten Damen und Herren, mit Anekdoten aus Schülertagen zu behelligen. Ich wollte vielmehr an einem uns allen irgendwie bekannten Beispiel aus dem siebzehnten Jahrhundert illustrieren, wie verbreitet das für die Sankt Petri Gemeinde charakteristische Hin und Her zwischen den Sprachen und Kulturen einstmals gewesen ist, nicht nur bei Künstlern, die gern pluraler und mehrsprachiger sind als ihre Umgebung, sondern eben auch auf Bibelinschriften von Kirchenemporen und mitten im Alltag einer wichtigen Hafen- und Residenzstadt. Überhaupt war ja das nördliche Europa um die Ostsee herum vor dem Aufkommen der Nationalismen des neunzehnten Jahrhunderts vielsprachig, multilingual, kulturell durchaus sehr vermischt und offen für Menschen mit sehr verschiedenen sprachlichen, kulturellen und religiösen Hintergründen. Im Leben der Familie Buxtehude gingen vermutlich die Sprachen, die Traditionen von Kirchenliedern und Büchern, die man las, munter durcheinander und mich würde interessieren, was Diderik bzw. Dietrich auf die Frage geantwortet hätte, was für ein Landsmann er denn sei, Däne, Deutscher oder beides? Mir scheint übrigens ein besonders sprechendes Symbol dieser polaren Identitäten jenseits klarer nationaler Zuweisungen ausgerechnet der Dannebrog, die dänische Fahne. Der Legende nach fiel sie (wie sie natürlich alle wissen, meine sehr verehrten Damen und Herren) 1219 bei einer Schlacht vom Himmel, die auf dem Gebiet der heutigen estnischen Stadt Tallin, zu deutsch Reval, tobte, und seit einem Besuch von Königin Margarethe vor einigen Jahren befindet sich im lange der deutschen Gemeinde zugewiesenen Dom von Tallin auch wieder ein neuzeitliches Exemplar der Fahne mit einer Hinweistafel auf ihre Geschichte. In der Lübecker Marienkirche, an die 1668 Dietrich Buxtehude als Nachfolger von Franz Tunder berufen wurde, hing bis zur Zerstörung 1942 eine dänische Flagge mit Elementen des Dannebrog, die in Wahrheit aus dem Jahre 1427 stammte und von den Lübeckern bei einem Seegefecht erbeutet wurde; aber immer

wieder kann man lesen oder hören, es habe sich um den originalen Dannebrog gehandelt, der 1219 vom Himmel gefallen sein soll und dann 1427 den Lübeckern in die Hände gefallen sei (glücklicherweise blieb eine Kopie dieser Fahne im Nationalhistorischen Museum auf Schloss Frederiksborg erhalten)<sup>14</sup>. Ich breche an dieser Stelle meine eher anekdotischen Beispiele über Organisten und Fahnen in mittelalterlichen Kirchen ab, weil hoffentlich auch so schon deutlich ist, worum es mir geht: Der lebendige Austausch und die engagierte Vermittlung zwischen deutscher und dänischer Sprache, zwischen deutscher und dänischer Kultur, Frömmigkeit und Theologie, den man hier in Sankt Petri bis auf den heutigen Tag pflegt, ist ein wunderbarer Überrest der vielsprachigen nordeuropäischen Kultur des Mittelalters und der frühen Neuzeit vor den abgrenzenden Nationalismen des neunzehnten Jahrhunderts. Er ist ein lebendiger Überrest der mehrsprachigen, multikulturellen Kultur Europas aus den Jahrhunderten vor dem neunzehnten – und zugleich ein Modell für ein mehrsprachiges, multikulturelles Europa des einundzwanzigsten Jahrhunderts.

Ich habe meinen Festvortrag heute überschrieben mit der knappen Formel „Das eine Evangelium Gottes und die vielen Sprachen der Menschen – Gedanken zu der Mehrsprachigkeit am Beispiel der deutschsprachigen Sankt-Petri-Gemeinde in Kopenhagen“. Über Zweisprachkeit als basalen Fall von Mehrsprachigkeit in Vergangenheit und Gegenwart dieser Gemeinde und des Gesamtstaats vor Einbruch des Nationalismus habe ich eben in einem ersten Abschnitt gesprochen. Es bleibt die Frage, was dieser Erkundungsgang in Historie und Gegenwart von menschlichen Sprachen mit dem *einen* Evangelium in der Titelformulierung zu

---

<sup>14</sup> Hans Horstmann, Die dänische Flagge von 1427 in der Marienkirche zu Lübeck, in: Deutsches Schiffsarchiv 2, 1978, 191-194 (<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-49560-1>; letzter Zugriff am 22.02.2025); vgl. auch Jan Schlürmann, Zwischen Dreifarb' und Dannebrog. Hoheitliche und nationale Symbolik als Spiegel schleswig-holsteinischer Identitäten vom 19. bis zum 21. Jahrhundert, in: Von Menschen, Ländern, Meeren. Festschrift für Thomas Riis zum 65. Geburtstag, hg. v. Gerhard Fouquet, Mareike Hansen, Carsten Jahnke u. Jan Schlürmann, Tönning 2006, 69-90.

tun hat. Dem widmet sich zum Abschluss der angekündigte, sehr viel kürzere *zweite Abschnitt*. Und er beginnt noch einmal weiter entfernt von Kopenhagen, von der Sankt Petri-Kirche und unserem Fest als die Beispiele aus dem Norden Seelands und meiner Kindheit von vorhin. Der zweite Abschnitt beginnt bei Jesus von Nazareth, den wir als den Christus Gottes bekennen. Genauer gesagt beginnt der zweite Abschnitt nicht gleich bei Jesus selbst, sondern seinem Wirkungsraum am See Genezareth<sup>15</sup>. Das Land, in dem Jesus lebte und seine Bewegung zu existieren begann, war ebenfalls ein durch Mehrsprachigkeit gekennzeichnetes Land. Jesus von Nazareth war nach allem, was wir wissen, zweisprachig. Als Sohn eines Handwerkers sprach er vermutlich nicht nur aramäisch, sondern verstand für die Kundenkommunikation in der Zimmermanns-Werkstatt etwas Griechisch. Auch der Apostel Paulus dürfte, wenn er denn in Galiläa geboren wurde und das römische Bürgerrecht besaß (beides ist freilich umstritten<sup>16</sup>), entsprechend zweisprachig aufgewachsen sein. Die heiligen hebräischen Texte der Bibel wurden im Lebensraum Jesu und der ersten christlichen Gemeinden in den Gottesdiensten in die von den meisten gesprochene aramäische Sprache übersetzt und auch die Evangelien waren von vornherein auf diese quasi Ursprungs-Situation der Zweisprachigkeit angelegt. Denn bei den biblischen Büchern kommt es nicht nur auf die vielen Übersetzungen an, die praktisch von Beginn an angefertigt wurden von hebräischen, aramäischen und griechischen Urtexten. Es kommt auch darauf an (allein schon, um übersetzen zu können und die biblischen Texte angemessen zu verstehen), in mindestens zwei Sprachen zu Hause zu sein, in zwei Kulturen und, ja, auch in zwei Frömmigkeiten und Theologien. Und auf diese

---

<sup>15</sup> In Auswahl: Albrecht Alt, Die Stätten des Wirkens Jesu in Galiläa territorialgeschichtlich betrachtet, Beiträge zur biblischen Landes- und Altertumskunde (= Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins), 68, 1949, 51-72; Gustaf Dalman, Jesus – Jeschua, die drei Sprachen Jesu, in der Synagoge, auf dem Berge, beim Passahmahl, am Kreuz, Darmstadt 1967 (= Leipzig 1922); Joachim Jeremias, Neutestamentliche Theologie, 1. Tl.: Die Verkündigung Jesu, Gütersloh 1971.

<sup>16</sup> Martin Hengel/Anna Maria Schwemer, Paulus zwischen Damaskus und Antiochien. Die unbekanntesten Jahre des Apostels, WUNT I/108, Tübingen 1998, 302.

Weise perpetuiert sich bis auf den heutigen Tag in Theologie und Kirche diese Ursprungssituation einer Zweisprachigkeit, die Jesus von Nazareth ebenso wie die allerersten christlichen Generationen prägte, in durchaus gewandelter Form bis in die deutsch-dänische Zweisprachigkeit dieser Gemeinde. Sie ist ein Rest vornationaler Zweisprachigkeit so wie unsere biblischen Texte Reste verschwundener Zweisprachigkeit in Israel und Palästina sind (die es dort allerdings so dringend notwendig wieder bräuchte).

Weil das Evangelium in einem ursprünglichen Modus der Zweisprachigkeit entstand, waren auch so viele Theologen kluge Theoretiker der Tätigkeit des Übersetzens und ihrer Implikate, in der Antike beispielsweise der römische Kirchenvater Hieronymus, der die lateinische Bibelübersetzung der Vulgata schuf, in der Neuzeit beispielsweise der vorhin genannte Berliner Pfarrer, Professor und Akademiepräsident Schleiermacher<sup>17</sup>. Auslandsgemeinden wie die Sankt Petri-Gemeinde sind gleichsam Leuchttürme, die diese ursprüngliche Zweisprachigkeit und die Offenheit für mehr als eine Kultur, Frömmigkeit und Theologie offen halten, helfen, im Bewusstsein zu bewahren und aktiv zum Nutzen von uns selbst und unsere Nächsten zu gebrauchen. Nur so kann man ein Evangelium aus dem Geist der Zweisprachigkeit sensibel an kommende Generationen weitergeben, nur so kann man als Christenmensch, wie der Apostel Paulus so schön sagt, den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche, den Schwachen ein Schwacher werden (1. Korinther 9,20-22).

---

<sup>17</sup> Christoph Marksches, Hieronymus und die „*Hebraica Veritas*“ – ein Beitrag zur Archäologie des protestantischen Schriftverständnisses? in: Die Septuaginta zwischen Judentum und Christentum, hg. v. Martin Hengel u. Anna Maria Schwemer, WUNT I/72, Tübingen 1994, 131-181; Friedrich Schleiermacher, Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens, zuletzt in: Dokumente zur Theorie der Übersetzung antiker Literatur in Deutschland seit 1800, ausgewählt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Josefine Kitzbichler, Katja Lubitz, Nina Mindt, Transformationen der Antike 10, Berlin/Boston 2009, 59-81 (= Friedrich Daniel Schleiermacher, Akademievorträge, hg. von Martin Rössler unter Mitwirkung von Lars Emersleben, Kritische Gesamtausgabe, 1. Abt., Schriften und Entwürfe Bd. 11, Berlin/New York 2002, 67-93).

Ein letzter Gedanke fehlt noch, damit wir die Passage aus dem Vorwort der Festschrift vollständig bedacht haben, wie anfangs meines Vortrags angekündigt. Weil hier in der Sankt Petri Gemeinde der alte Hintergrund der Zweisprachigkeit des Evangeliums lebendig geblieben ist, ist das Evangelium hier auch *geistlich* lebendig, nicht nur eine kulturelle Größe der Vergangenheit, sondern ein Lebensschaffendes, Leben bewahrendes, Leben erneuerndes Elixier der Gegenwart. Das meint doch wohl jene Formulierung, dass es Aufgabe dieser Gemeinde ist, die Sprache Martin Luthers, die Sprache der Reformation in der lutherischen Dänischen Volkskirche geistlich lebendig zu halten<sup>18</sup>. Im Geiste der Zweisprachigkeit, des lebendigen Hin und Her, der Mischung bleibt das Evangelium ganz im Sinne Luthers nicht nur irgendein beliebiges Wort, sondern wird Menschen aus unterschiedlichen Kulturen, mit diversen sprachlichen Hintergründen und abweichenden Frömmigkeitsstilen so zugesprochen, dass es sie im Herzen anrührt, aufbaut und fröhlich macht<sup>19</sup>.

Ich gratuliere Sankt Petri Kopenhagen zum großen Geburtstag und wünsche Gottes reichen Segen bei aller Arbeit an dieser großen Aufgabe ihrer Gemeinde. Wie wichtig solche Zwei- und Mehrsprachigkeit in der Gegenwart notwendig ist, im Interesse so vieler Menschen in unserer Gegenwart, muss ich nicht mehr ausführen. Das verstehen wir alle, das wissen wir alle. Ich kann daher schließen. Und ich danke für ihre Geduld.

---

<sup>18</sup> Kerstin Gräfin von Schwerin, 450 Jahre Sankt Petri. Fest verwurzelt – in Geschichte, Stadt und Gegenwart 1575–2025, Kopenhagen 2025, 8.

<sup>19</sup> Ich nenne aus der Fülle der Literatur lediglich: Stefan Streiff, „Novis Linguis Loqui“ Martin Luthers Disputation über Joh 1,14, „Verbum caro factum est“ aus dem Jahr 1539, FSÖTh 70, Göttingen 1993.